

Hat Wolff von Amerongen Konkursdelikte begangen?

Gerhard Friedl / 2004 / Farbe / 73 min

Der österreichische Dokumentarfilm erschien mir, seit ich ihn wahrnehme, entschieden polyphoner und vielgestaltiger als der deutsche. Gleichwohl konnte ich auch in ihm bestimmte Linien fixieren – vieles war Fortführung bestimmter formaler und inhaltlicher Traditionen; manches in bewusster Abkehr davon gleichwohl dieser Tradition durchaus verpflichtet. Nicht, dass sie voraussagbar geworden wären – aber die Mehrzahl der Filme folgte doch einem gewissen Paradigma, das man innovative Kontinuität nennen könnte.

Als ich dann *Knittelfeld* sah, war ich verblüfft – und die Verblüffung hielt lange an. Hier war eine implizite Konvention, ein unausgesprochener Pakt in Frage gestellt: Dass die Repräsentation von Wirklichkeit im Dokumentarfilm auf ein gedeihliches Miteinander, ein wechselseitiges Stützen und Beflügeln von Bild und Ton zu begründen sei. Vollends wurde mir dann mit *Hat Wolff von Amerongen Konkursdelikte begangen?* bewusst, dass Gerhard Benedikt Friedl einen Paradigmenwechsel im österreichischen Dokumentarfilm eingeleitet hat. Was *Knittelfeld* schon andeutete, setzte sich in *Hat Wolff ...* fort: Die produktive Skepsis gegenüber linearer Narration und sinnstiftender Kausallogik.

Man kann den Film drei oder vier Mal gesehen haben – es wird nicht gelingen, den Film ‚nachzuerzählen‘. Die Auffächerung und motivische Verbindung der Bilder interferiert an traumgenauen Stellen mit dem Text der Erzählung und gibt dem Film oft eine rekursive Bewegung – ähnlich dem, was Pelešjan als „Distanzmontage“ beschreibt. Friedl wählte selbst oft Begriffe aus der Musik, um das Prinzip seiner Montage zu verdeutlichen – aber auch dadurch scheint mir die irisierende und irritierende Wirkung dieses Films nicht bündig erklärbar. Am nächsten ist mir der Begriff der „Transversalität“, den Guattari entwickelte, um verschiedene Perspektiven nicht vereinheitlichen zu müssen und um Kommunikationen und Zusammenhängen des Unbewussten gerecht zu werden.

Aber natürlich ist es nicht allein der explizite Stil des Films, der ihn für mich zu einem der herausragenden Dokumentarfilme der letzten 10 Jahre macht. Es ist auch und vielleicht zuvorderst der souveräne Zugriff auf das Sujet, die Erzählung des Kapitalismus als (krypto)kriminelle Kasuistik. Als der Film entstand, mochte man eine solche Perspektive für etwas verstiegen halten. Aber inzwischen wurde wohl jedem deutlich, dass Absurdität ein probates Beschreibungsmuster für die Logik des Finanzkapitals ist. Die



Wahrscheinlichkeit ist an die Stelle der Wahrheit getreten, schreibt Bazin. Den Zwischenraum nutzt Friedl großartig und zieht den Zuschauer mit hinein in sein hochreflexives Spiel. Man muss nicht alles für wahr, man muss es nur für notwendig halten.

Als der Film in Duisburg uraufgeführt wurde, war ich unsicher wie selten, wie er aufgenommen würde. Zusammen mit dem Publikum sah ich ihn zum dritten Mal. Und merkte bald, dass das Publikum ihn annahm, aufnahm. Es war eine Stimmung höchster Konzentration und zugleich spürbar wachsender Lust, sich dem intelligenten Zuseher hinzugeben. Dass der Film dann noch gleich zwei Preise zugesprochen bekam, war gleichwohl eine weitere Überraschung für mich.

Es sind nur zwei längere Filme, die Friedl vorgelegt hat. Es fällt schwer, von einem Werk zu sprechen, das man einordnen, zuordnen könnte. Die Filme wollen mir wie Solitäre erscheinen, wie Friedl mir solitär erschien. *Hat Wolff ...* ist ein Vermächtnis. „Seine Erfahrbarkeit selbst ist sein Argument“.

Die unbedingte Autonomie, mit der Friedl diesen Film machte, sein rigoroses Setzen auf Bild und Ton als die Essenzen der Kinematographie ließen im Zusammen- und Gegenspiel dieser Elemente für mich das entstehen, was Rancière ‚nachdenkliche Bilder‘ nennt – widerständige Bilder, die sich dem Denken entziehen und zugleich das Denken immer wieder erwecken. Diese Wirkung wird dieser einzigartige Film haben, so oft und so lange er gesehen werden wird. (Werner Ruzicka)

Sonntag, 3. Oktober, 19 Uhr